

Drei Kurzgeschichten von Tagore

(Übersetzung der engl. Gutenberg-Fassung von R. Stephan)

Inhalt

Anmerkungen zur Übersetzung	1
Die hungrigen Steine	3
Der Cabuliwallah (Der Obsthändler aus Kabul)	15
Die Anhängerin	23

Anmerkungen zur Übersetzung. Tagores Kurzgeschichten sollten auch und vor allem im vergangenen historischen Rahmen betrachtet werden. Zu jener Zeit (1916) rang Indien um Unabhängigkeit von der Herrschaft der britischen Vermarktungsgesellschaften. Erst 1947 ging der Traum in Erfüllung.

«Die Hungrigen Steine» enthält Tagores Parabel auf die jahrtausende alte indische Geschichte, kann aber auch als romantische Gruselgeschichte gelesen werden. Tagores Herrschaftskritik steht zum Glück weitab religiöser Parteilichkeit oder Antiparteilichkeit.

Im Folgenden ein leicht zusammengebundenes Sammelsurium von Zitaten aus dem WWW über das Heiratsalter in Indien, welches für »Die Anhängerin« und «Cabuliwallah» von Belang ist.

Das Innocenti Forschungszentrum der UNICEF "gibt an, dass die Praktik, Mädchen im kindlichen Alter zu heiraten, am weitesten in Schwarzafrika und Südasien verbreitet ist."

Während es vor hundert Jahren im hinduistischen Indien die Norm war, dass Mädchen nicht später als mit 11 Jahren verheiratet wurden, ist das Heiratsalter inzwischen stark vom Bildungsstand der Familie abhängig (persönliche Äußerungen im WWW zeugen durchweg von später Heirat und oft von Opposition gegen den Druck der Eltern, unbedingt zu heiraten, stellen aber eben jenen Teil der Bevölkerung dar, der zu solcher Äußerung im WWW in der Lage ist).

Reformen wurden schon vor 1900 von den Hindus selbst gefordert und aus hinduistischem Schrifttum (Veden) begründet, kämpfen aber gegen jahrtausendealte Tradition und nicht zuletzt die Armut der Eltern. Gegner der

Reformen verweisen darauf, dass die Verheirateten “meist bald selbst sehr einverstanden mit der Situation“ seien und “Millionen glücklicher Familien“ existierten. Laut UNICEF sollen in Indien “40% aller unterernährten Kinder leben“; die vergleichsweise hohe Müttersterblichkeit “ist Folge der oft dicht aufeinander folgenden und viel zu frühen Geburten.“

Tagores Kurzgeschichte «Der Cabuliwallah» ist spätestens 1916 entstanden und als Schnappschuss damals eher ungewöhnlicher Familienumstände zu sehen. Damit stellte sich Tagore auf die Seite der Reformer, die damals schon für ein höheres Heiratsalter eintraten.

RS 31-Aug-2002, 28-Jun-2002, 22-Feb-2002

Rabindranath Tagore
DIE HUNGRIGEN STEINE
(Indien, New York 1916)

Mein Begleiter und ich waren gerade auf der Rückreise nach Kalkutta von unserer *puja*, als wir den Mann im Zug trafen. Aufgrund seiner Kleidung, und wie er sie trug, hielten wir ihn zuerst für einen Mohammedaner aus dem Oberland, aber wir waren verblüfft, als wir ihn reden hörten. Er diskutierte über sämtliche Themen so selbstverständlich, dass man meinen konnte, Der Lenker Aller Dinge würde ihn bei allem, was Er tut, zu Rate ziehen. Bis zu dieser Begegnung lebten wir in ungetrübter Sorglosigkeit, denn wir wussten ja bis dato nicht, dass geheime und unerhörte Kräfte am Werk waren, dass die Russen uns nahegerückt waren, dass die Engländer tiefe und geheime Politik betrieben, dass die Verwirrung unter den örtlichen Oberen ihren Höhepunkt erreichte. Aber unser neu gewonnener Freund sagte mit einem schlaun Lächeln: “Zwischen Himmel und Erde, Horatio, passieren mehr Dinge, als in den Zeitungen berichtet werden.“ Da wir vorher nie weit weg von unserem Zuhause waren, machte uns das Verhalten des Mannes vor Staunen sprachlos. Auch wenn das Thema noch so trivial war, er zitierte die Wissenschaften, kommentierte die Veden oder sagte Vierzeiler eines persischen Dichters auf; und da wir unbelastet in Bezug auf Wissenschaft, Veden oder Persisch waren, nahm unsere Bewunderung ständig zu, und mein Freund, ein Theosoph, war fest davon überzeugt, dass unser Reisebegleiter von eigenartigem ‘Magnetismus’ oder ‘okkultur Kraft’, von einem ‘Astralkörper’ oder etwas ähnlichem übernatürlich inspiriert sein müsse. Er lauschte den banalsten Äußerungen, die von den Lippen unseres außergewöhnlichen Kumpans fielen, mit anbetender Begeisterung und machte sich heimlich Notizen über seine Gespräche. Ich kann mir vorstellen, der außerordentliche Mensch sah es und war damit durchaus zufrieden.

Der Zug erreichte den Bahnhof, und wir kamen im Aufenthaltsraum zusammen, um auf die nächste Verbindung zu warten. Es war zehn Uhr abends und da der Zug, wie zu hören war, wegen einer Störung der Leitung wohl sehr spät kommen würde, breitete ich mein Lager auf dem Tisch aus, und ich wollte mich schon zum Dösen gemütlich hinlegen, als sich diese besondere Person zielgerichtet daran machte, folgendes Garn zu spinnen. Natürlich konnte ich in dieser Nacht nicht schlafen.

“Als ich wegen einer Meinungsverschiedenheit über ein paar administra-

tive Fragen meinen Posten in Junagar aufgab und den Dienst für den *Nizam* von Hydria antrat, benannten sie mich, einen kräftigen jungen Mann, sofort zum Eintreiber der Baumwollsteuer bei Barich.

Barich ist eine schöne Gegend. Der Susta plappert über steinige Wege und labert auf den Kieseln, wie wenn eine talentierte Tänzerin durch die Wälder unter den einsamen Hügeln trippelt. Eine Treppe mit 150 Stufen erhebt sich vom Fluss, und direkt darüber, am Fuß der Hügel, steht ein einzelner Marmorpalast. Ringsherum gibt es keine menschlichen Behausungen – das Dorf und der Baumwollmarkt von Barich sind weit weg.

Ungefähr vor 250 Jahren hatte der Herrscher Mahmud Shah II. diesen einsamen Palast erbauen lassen, um sich dort zu erfreuen und in Luxus zu leben. Zu seiner Zeit spritzten noch Strahlen von Rosenwasser aus den Springbrunnen, und persische Mädchen saßen wohl auf dem kalten Marmorboden der mit gesprühtem Wasser gekühlten Räume, ihr Haar zerzaust vor dem Baden, plantschten mit ihren weichen nackten Füßen im klaren Wasser der Bassins und sangen die *ghazals* der Weinberge zum Klang der Gitarre.

Die Fontänen sind versiegt, die Lieder verstummt; nicht länger schreiten schneeweiße Füße auf dem hellen Marmor. Da ist nur noch weiträumiges und menschenleeres Quartier für Steuereintreiber wie mich, Männer, vor Alleinsein bedrückt, der Gesellschaft von Frauen entzogen. Karim Khan, der alte Bedienstete meines Büros, warnte mich mehrmals davor, dort meine Zelte aufzuschlagen. ‘Verbringe da den Tag, wenn du magst’, sagte er, ‘aber bleib niemals über Nacht.’ Ich verdrängte es mit hellem Lachen. Die Diener meinten, sie würden nur bis zur Dunkelheit arbeiten und in der Nacht weggehen. Ich gab meine Zustimmung. Das Haus hatte einen so schlechten Ruf, dass sich in der Nacht nicht einmal Diebe in die Nähe wagen würden.

Zuerst wog die Abgeschiedenheit des verlassenen Palastes auf mir wie ein Albtraum. Tagüber blieb ich außerhalb, und kam in der Nacht erschöpft und müde zurück, um ins Bett zu fallen und zu schlafen.

Noch vor Wochenfrist fing der Ort an, auf mich eine eigenartige Faszination auszuüben. Es ist schwer zu beschreiben oder glaubhaft zu machen, aber ich hatte das Gefühl, als ob mich das ganze Haus, wie ein lebender Organismus, mithilfe eines betäubenden Magensaftes langsam und unmerklich verdaute.

Vielleicht hatte dieser Prozeß schon begonnen, als ich meinen Fuß in das Haus setzte, aber ich erinnere mich genau an den Tag, an welchem es mir das erste Mal ganz bewusst wurde.

Es war Sommeranfang, und weil nichts auf dem Markt passierte, hatte

ich nichts zu tun. Kurz vor Sonnenuntergang saß ich in einem Sessel nahe am Wasser unterhalb der Treppe. Der Susta war zurückgegangen und das Wasser stand niedrig; ein breiter Fleck Sand auf der anderen Seite glühte in abendlichen Farbtönungen; auf dieser Seite funkelten die Kiesel im klaren, flachen Wasser. Nirgendwo regte sich ein Windhauch und die stehende Luft war gesättigt mit dem bedrückenden Geruch der Gewürzsträucher, die auf den nicht weit entfernten Anhöhen wuchsen.

Als die Sonne hinter die Hügel sank, fiel ein langer, dunkler Vorhang über die Bühne des Tages, und die bergige Gegend verkürzte den Zeitraum, in dem sich Licht und Schatten bei Sonnenuntergang mischen. Ich dachte daran, zu einem Ritt hinauszugehen, und wollte gerade aufstehen, als ich einen Schritt auf den Stufen hinter mir hörte. Ich schaute zurück, aber da war niemand.

Als ich, eine Illusion vermutend, mich wieder hinsetzte, hörte ich viele Schritte, als ob eine Menge Personen die Treppe hinunterliefen. Eine eigenartige Freude, leicht von Furcht getrübt, lief durch meinen Körper, und obwohl niemand vor meinen Augen erschien, glaubte ich einen Schwarm fröhlicher Mädchen die Treppe hinunterkommen zu sehen, um an diesem Sommerabend im Susta zu baden. Kein Geräusch im Tal, im Fluss oder im Palast störte die Ruhe, aber ich konnte eindeutig das fröhliche Gelächter der Mädchen vernehmen – wie das Gurgeln einer Quelle, die sich über hundert Kaskaden ergießt –, als sie an mir in spielerischer Verfolgungsjagd in Richtung Fluss vorbeirannten, ohne mich zu bemerken. Wie sie für mich unsichtbar waren, so war ich es wohl auch für sie. Die Ruhe des Flusses war perfekt, aber ich fühlte, wie sein stilles, flaches und klares Wasser plötzlich von dem Platschen vieler Arme voll Armreifen aufgerührt wurde, wie die Mädchen lachten und sich gegenseitig mit Wasser bespritzten, wie die Füße der Schwimmenden die winzigen Wellen in Schauern voll Perlen nach oben warfen.

Am Herzen fühlte ich eine Erregung – ob von Furcht, Freude oder Neugier, kann ich nicht sagen. Ich hatte den starken Wunsch, sie klarer zu sehen, aber nichts war sichtbar; ich dachte, ich könnte alles aufschnappen, was sie sagten, wenn ich meine Ohren nur genug anstrengte; aber wie ich es auch versuchte, ich hörte nichts als das Zirpen der Zikaden im Wald. Es schien, als ob ein dunkler Vorhang von 250 Jahren vor mir hing, und gerne hätte ich eine Ecke zitternd angehoben und durchgeschaut, obwohl die Versammlung auf der anderen Seite vollständig in Dunkelheit gehüllt war.

Die bedrückende Nähe des Abends wurde von einem plötzlich aufkommenden Windstoß unterbrochen, und die ruhige Oberfläche des Susta wurde wellig und bildete Kringel wie das Haar einer Nymphe. Von den in die Abend-

dämmerung eingepackten Wäldern kam ein gemeinsames Murmeln, als ob sie von einem schwarzen Traum aufwachten. Nenne es Realität oder Traum, der flüchtige Blick auf die von einer 250 Jahre weit entfernten Welt reflektierten, unsichtbaren Luftspiegelung verschwand in einem Blitz. Die mystischen Formen, die mit ihren schnellen, körperlosen Schritten und lautem, stimmlosem Gelächter an mir vorbeihuschten und sich in den Fluss warfen, gingen nicht wieder zurück und wrangen dabei ihre tropfenden Gewänder aus. Wie Parfum vom Wind verweht, wurden sie zerstreut von einem einzigen Atemzug des Frühlings.

Bald war ich voller Angst, die Muse hätte meine Einsamkeit ausgenutzt und Besitz von mir ergriffen – die Hexe war offensichtlich gekommen, um einen armen Teufel wie mich zugrunde zu richten, der davon lebte, die Baumwollsteuer einzutreiben. Ich entschied mich dafür, ausgiebig zu Abend zu essen – ein leerer Magen wird Opfer aller möglichen unheilbaren Krankheiten. Ich schickte nach meinem Koch und gab Anweisungen für ein reichhaltiges, kostspieliges Abendessen nach *moghlayi* Art, nach Gewürzen und *ghi* duftend.

Am nächsten Morgen schien die ganze Sache eine wunderliche Einbildung gewesen zu sein. Fröhlich setzte ich eine *sola* auf, wie es die Sahibs tun, und fuhr hinaus zu meinem Büro. An diesem Tag hätte ich meinen vierteljährlichen Bericht schreiben sollen und ich stellte mich darauf ein, spät zurückzukommen; aber bevor es dunkel war, zog mich etwas auf seltsame Weise zu meinem Haus – was, konnte ich nicht sagen – ich hatte das Gefühl, dass sie alle warteten und ich nicht zögern durfte. Den Bericht ließ ich unvollendet und stand auf, setzte meinen Hut auf, schreckte den schattigen, desolaten Weg mit dem Gerappel meines Wagens auf und erreichte den großen stillen Palast am düsteren Fuß der Hügel.

Vom Erdgeschoß führten Treppen in eine ausgedehnte Halle, deren Decke sich weit über verzierte Bögen erstreckte, welche auf drei Reihen massiver Säulen ruhten und Tag und Nacht unter dem Gewicht ihrer eigenen Einsamkeit seufzten. Das Tageslicht hatte sich gerade verabschiedet und die Lampen brannten noch nicht. Als ich die Tür aufstieß, schien darauf drinnen ein hastiges Geraschel zu folgen, als ob ein Gedränge von Leuten aufgestört worden wäre und sie alle durch Türen, Fenster, Korridore, Verandas und Zimmer hinausstürmten, um eilig zu flüchten.

Zu sehen war niemand und ich stand verwirrt da, die Haare in einer Art verzückter Freude zu Berge stehend, und ein schwacher Duft nach *attar* und Salben, über Jahrhunderte entstanden, hing in meiner Nase. Ich stand in der Dunkelheit der öden Halle, zwischen den Reihen dieser alten Säulen und

hörte das Brunnenwasser auf den Marmorboden platschen, einen fremdartigen Gitarrenklang, das Klingeln der Dekoration und der Fußreifen, den Gong der Stundenglocken, entfernte Klänge eines Musikturms, das Dröhnen der vom Wind geschüttelten Kristalleuchter, den Gesang der *bulbuls* in den im Korridor stehenden Käfigen, das Gegacker der Störche im Garten; all das erzeugte eine eigenartige Musik um mich herum, die nicht von dieser Welt war.

Da überkam es mich wie ein Zauber, als ob diese unberührbare, unerreichbare, unirdische Vision als einzig real in dieser Welt erschien – und alles andere nur ein Traum. Dass ich, das heißt Srijut Soundso, der älteste Sohn des geehrten Soundso, ein monatliches Gehalt von 450 Rupien für die Erfüllung meiner Pflichten als Baumwollsteuereintreiber kassierte, und jeden Tag mit kurzem Mantel und *sola*-Hut in meinem Wagen ins Büro fuhr, erschien mir eine so erstaunlich lächerliche Illusion, dass ich in wieherndes Gelächter ausbrach, während ich so in der Dunkelheit dieser weiten, stillen Halle stand.

In diesem Moment kam mein Diener mit einer Kerosinlampe in der Hand herein. Ich weiß nicht, ob er mich für verrückt hielt, aber sofort war ich wieder lebhaftig Srijut Soundso, Sohn des Soundso. Obwohl sicherlich nur unsere Poeten sagen könnten, ob es innerhalb oder außerhalb der Welt eine Gegend gibt, wo unsichtbare Springbrunnen ewig spielen und märchenhafte Gitarren, von unsichtbaren Fingern geschlagen, eine unendliche Harmonie von sich geben, dies war jedenfalls sicher: dass ich Steuern am Baumwollmarkt von Barich einsammelte, und damit 450 Rupien *per mensem* als Gehalt verdiente. Als ich später mit meiner Zeitung an meinem Klapptisch im Licht der Lampe saß, lachte ich immer noch höchst fröhlich über meine kuriose Illusion.

Nachdem ich die Zeitung und mein Abendessen beendet hatte, machte ich die Lampe aus und legte mich in einem kleinen Nebenraum auf mein Bett. Durch das offene Fenster, hoch über den Avalli-Hügeln, die von der Dunkelheit ihrer Wälder eingefasst waren, blickte ein strahlender Stern, Millionen Millionen Meilen entfernt, auf den auf einem bescheidenen Feldbett liegenden Mr. Eintreiber. Ich staunte und fand diese Idee amüsant, und ich weiß nicht, wann ich einschlief und wie lange; aber plötzlich wachte ich auf und fuhr hoch, obwohl ich keinen Ton hörte und keinen Eindringling sah – nur der stetig helle Stern über den Hügeln war untergegangen und das fahle Licht des Neumonds kam heimlich durch das offene Fenster herein, als ob es sich des Eindringens schämte.

Ich sah niemand, und doch fühlte ich, wie mich jemand sanft anstieß. Ich

war nun völlig wach und sie sagte kein Wort, sondern bedeutete mir mit ihren fünf Fingern voller Ringe, ihr vorsichtig zu folgen. Ich stand lautlos auf und, obwohl keine Seele außer mir in den zahllosen Wohnungen dieses verlassenem Palastes mit seinen schlummernden Geräuschen und wartenden Echos war, hatte ich bei jedem Schritt Angst, irgendjemand könnte aufwachen. Die meisten Räume des Palastes wurden ständig verschlossen gehalten und ich hatte sie nie betreten.

Atemlos und mit lautlosen Schritten ging ich hinter meiner unsichtbaren Führerin her – ich kann heute nicht mehr sagen, wohin... welche endlosen, dunklen und engen Gänge, was für lange Korridore, welche ruhigen und festlichen Audienzzimmer und geheime Zellen ich durchquerte!

Obwohl ich meine verlässliche Führung nicht sehen konnte, war ihre Form für mein inneres Auge nicht unsichtbar – ein arabisches Mädchen, ihre Arme hart und glatt wie Marmor, durch ihre losen Ärmel hindurch zu sehen, ein dünner Schleier vom Rand ihrer Mütze über ihr Gesicht fallend, und ein Krummmesser an der Hüfte! Ich stellte mir vor, eine der tausendundeinen arabischen Nächte hätte es von der Welt der Romantik zu mir geweht, und in tiefster Nacht würde ich meinen Weg durch die dunklen engen Gassen des schlummernden Bagdad zu einem verabredeten Ort voller Gefahren machen.

Endlich hielt meine Führerin abrupt vor einem tiefblauen Vorhang an und schien auf irgendetwas unterhalb davon zu deuten. Da war nichts, aber auf einmal gefror mir das Blut in meinem Herzen – ein schrecklicher schwarzer Eunuch, in teurem Brokat gekleidet, schien dort unten am Vorhang zu sitzen und mit ausgestreckten Beinen vor sich hin zu dösen, ein blankes Schwert auf seinem Schoß. Meine Vertraute stieg leichtfüßig über seine Beine und hob den Rand des Vorhangs an. Ich konnte einen Blick auf einen Teil des mit persischem Teppich ausgelegten Raums erhaschen – jemand saß dort drinnen auf einem Bett – ich konnte sie nicht richtig sehen, nur ein kurzer Blick auf zwei makellose Füße, die, aus lose getragenen, safrangefärbten *pai-jamas* kommend, in goldverzierten Pantoffeln steckten und unbeweglich auf dem orangefarbenen Teppich ruhten. Seitlich davon stand ein Tablett aus bläulichem Kristall, auf welchem ein paar Äpfel, Birnen, Orangen und viele Weintrauben, zwei kleine Tassen und eine goldgefärbte Kanne offensichtlich auf den Gast warteten. Ein würziger betäubender Dunst, von fremdartigen Räucherstäbchen stammend, beraubte mich fast meiner Sinne.

Als ich mit zitterndem Herzen versuchte, über die ausgestreckten Beine des Eunuchen zu steigen, wachte er plötzlich auf und fuhr hoch, wobei ihm das Schwert mit einem scharfen Klirr vom Schoß auf den Marmorboden

fiel. Ein furchterregender Schrei ließ mich hochspringen und mir wurde bewusst, dass ich auf meinem Feldbett saß und mir in Strömen der Schweiß hinunterlief; und der zunehmende Mond verblaßte im Morgenlicht wie ein übermüdeter Patient bei Sonnenaufgang; und, während er die einsame Straße unten entlang ging, rief unser verrückter Meher Ali, wie er es täglich tat, 'Zurücktreten! Zurücktreten!'

Solcherart war das abrupte Ende einer meiner arabischen Nächte; aber es blieben noch tausend weitere übrig.

Diese Ereignisse hatten einen starken Mißklang zwischen meinen Tagen und Nächten zur Folge. Tagsüber ging ich ausgelaugt und müde zur Arbeit und verfluchte die verzaubernde Nacht mit ihren leeren Träumen, aber wenn es dunkel wurde, erschien mir mein Alltag mit seinen Bindungen und Arbeitsverpflichtungen als unbedeutende, unechte, lächerliche Einbildung.

Nach Sonnenuntergang dann wurde ich vom Garn einer fremdartigen Betäubung gefangen und überwältigt, ich veränderte mich in irgendeine unbekannte Person aus längst vergangener Zeit und spielte meinen Part in ungeschriebener Geschichte; mein kurzer englischer Mantel und die engen Kniehosen passten überhaupt nicht mehr zu mir. Mit einer roten Samtmütze auf dem Kopf, lockeren Pluderhosen, einer bestickten Weste, einer langen fließenden Seidenrobe und farbigen, nach *attar* duftenden Taschentüchern vervollständigte ich meine ausgeklügelte Garderobe, saß auf einem Stuhl mit dicken Kissen und ersetzte meine Zigarette durch eine Wasserpfeife mit verwickeltem Schlauch und gefüllt mit Rosenwasser, wie jemand in ungezügelter Erwartung auf ein weiteres Treffen mit der Geliebten.

Mir fehlt die Kraft, die wunderbaren Ereignisse zu beschreiben, die sich entwickelten, als sich die Düsternis der Nacht vertiefte. Ich hatte ein Gefühl, als ob in den bemerkenswerten Räumen dieses weiten Gebäudes die Fragmente einer wunderschönen Geschichte von einem plötzlichen frühlingshaften Windstoß aufgewirbelt wurden, einer Geschichte, der ich über eine gewisse Distanz folgen, aber nie das Ende sehen konnte. Und immer wieder wanderte ich die ganze Nacht von Zimmer zu Zimmer, um sie zu erfahren.

Mitten im Strudel dieser Traumfragmente, in den Hennagerüchen und Gitarrenklängen, mitten in Wellen von parfümgeladener Luft würde ich dann blitzartig einen kurzen Blick auf ein schönes Mädchen erhaschen. Sie war es, sie mit den safrangefärbten Pluderhosen, weißrot weichen Füßen in goldbestickten Pantoffeln mit gebogener Spitze, mit enganliegendem, goldgewirktem Leibchen und einer roten Kappe, von der goldene Kräusel auf ihre schnee-weißen Brauen und Wangen fielen.

Sie hatte mich verrückt gemacht. Auf der Suche nach ihr wanderte ich von Raum zu Raum, vom einen zum nächsten Pfad in diesem verwirrenden Labyrinth von Gassen im verzauberten Traumland der Schlaf-Unterwelt.

Manchmal, wenn ich mich abends sorgfältig als Prinz von königlichem Blut zwischen den zwei Kerzen vor dem Spiegel zurechtmachte, sah ich eine plötzliche Reflexion der persischen Schönheit an meiner Seite stehen. Eine schnelle Drehung des Halses, ein kurzer sehnlicher Blick voll intensiver Leidenschaft und Schmerz, der in ihren großen dunklen Augen glühte, nur der Hauch des Sprechens auf ihren feinen roten Lippen, ihre schöne und schlanke Figur, gekrönt mit Jugend wie eine blühende Schlingpflanze, sich schnell erhebend in ihrem anmutigen geneigten Gang, der blitzartige Eindruck von Schmerz, Verlangen und Ekstase, ein Lächeln, ein Blick und ein Funkeln von Juwelen und Seide, und sie war wieder verschwunden. Ein wilder Windstoß, beladen mit allen Düften der Hügel und Wälder, löschte dann das Licht und ich warf meine Bekleidung beiseite, legte mich auf mein Bett, die Augen geschlossen und den Körper freudig gespannt. Um mich herum, mitten in all den Düften der Hügel und Wälder, schwebten sodann in der stillen Düsternis manche Liebkosung und nicht wenige Küsse und viele zärtliche Berührungen und sanftes Murmeln in meinen Ohren und wohlriechender Atem auf meinen Brauen; manchmal wurde auch süß parfümiertes Taschentuch wieder und wieder an meine Backen geweht. Zuletzt wand eine geheimnisvolle Schlange ihre betäubenden Fänge um mich; und mit schwerem Seufzer fiel ich in Gefühllosigkeit und tiefen Schlummer.

Eines Abends entschied ich mich auszureiten – irgendetwas flehte mich an, zu bleiben, aber an jenem Tag hörte ich nicht darauf. Mein englischer Hut und Mantel lagen auf dem Regal und ich wollte sie gerade herunternehmen, als ein plötzlicher Wirbelsturm, beladen mit dem Sand des Susta und den toten Blättern der Avalli-Hügel, sie packte und immer wieder herumwirbelte, während gleichzeitig der helle Klang amüsierten Lachens höher und höher stieg und alle Akkorde der Fröhlichkeit anschlug, bis es im Land der untergehenden Sonne erstarb.

Ich konnte mich nicht mehr zum Ritt aufmachen, und am nächsten Tag gab ich meinen wunderlichen englischen Mantel und Hut endgültig auf.

An demselben Tag um Mitternacht hörte ich jemandes ersticktes, herzzerreißendes Schluchzen – als ob eine Stimme unter dem Bett, unter dem Fußboden, unter dem steinernen Fundament dieses gigantischen Palastes, aus den Tiefen eines dunklen, feuchten Grabes erbärmlich weinte und mich anflehte: ‘Oh, rette mich! Brich durch die Türen harter Illusion, todähnlichen

Schlafes und fruchtloser Träume, setze mich auf Deinen Sattel, drück mich an Dein Herz und nimm mich mit auf den Ritt durch Hügel und Wälder und über den Fluss in die Wärme Deiner sonnigen Räume da oben!

Wer bin ich? Oh, wie kann ich Dich retten? Welch ertrinkende Schönheit, welch fleischgewordene Leidenschaft muss ich aus diesem wilden Strudel aus Träumen an Land ziehen? O, liebevolle ätherische Erscheinung! Wo bist Du aufgeblüht und wann? Aus welcher kühlen Quelle, im Schatten welcher Dattelpalmen wurdest Du geboren – im Schoß welchen heimatlosen Wanderers in der Wüste? Welcher Beduine schnappte Dich, eine sich öffnende Wildblumenknospe, aus den Armen Deiner Mutter, setzte Dich auf ein Pferd, schnell wie der Blitz, durchquerte glühenden Sand und brachte Dich zum Sklavenmarkt welcher königlichen Stadt? Und dort, welcher Beamte des *Padishah* sah den Ruhm Deiner schüchternen, aufblühenden Jugend und zahlte für Dich in Gold, setzte Dich auf eine goldene Sänfte, und offerierte Dich als Geschenk für das Serail des Königs? Und o, die Geschichte des Ortes! Die Musik der *sareng*, das Klingeln der Fußreifen, das gelegentliche Aufblitzen der Messer, der glühende *shiraz*-Wein und der durchdringende, blitzende Blick! Welch unendliche Grandeur, welch endloses Sklavenleben!

Die Dienstmädchen zu Deiner Rechten und Linken wedelten mit dem *chamar*, von ihren Armreifen blitzten Diamanten; der *Padishah*, König der Könige, fiel vor Deinen schneeweißen Füßen in den juwelenbesetzten Schuhen auf die Knie, und draußen stand der schreckliche abessinische Eunuch, wie der Botschafter des Todes aussehend, aber wie ein Engel gekleidet, mit einem blanken Schwert in der Hand! Dann, o Wüstenblume, wurdest Du von diesem blutbefleckten schillernden Ozean der Grandeur, mit Schaum voll Neid und Felsen und Untiefen voll Intrige, fortgetragen wohin, an welche Küste des grausamen Todes geworfen, oder welches andere noch prächtigere, noch grausamere Land?

In diesem Moment schrie dieser verrückte Meher Ali plötzlich: ‘Zurücktreten! Zurücktreten! Alles ist falsch! Alles ist falsch!’ Ich öffnete meine Augen und sah, dass es schon hell war. Mein *chaprasi* kam und reichte mir meine Briefe, und der Koch wartete mit einem *salam* auf meine Befehle.

Ich sagte: ‘Nein, hier kann ich nicht länger bleiben.’ An demselben Tag packte ich zusammen, und zog in mein Büro um. Der alte Karim Khan lächelte ein wenig, als er mich sah. Ich ärgerte mich, sagte aber nichts und stürzte mich in die Arbeit.

Als der Abend kam, fühlte ich mich immer abwesender; es war, als müßte ich eine Verabredung einhalten; die Prüfung der Baumwollkonten erschien

völlig nutzlos; sogar das Nizamats des *Nizams* schien nicht mehr viel wert. Was auch immer zur Gegenwart gehörte, was sich bewegte, handelte und für Brot arbeitete, sah nur noch trivial, bedeutungslos und verachtenswert aus.

Ich warf meinen Stift hin, schloß meine Schubladen ab, stieg in meinen Karren und fuhr weg. Ich bemerkte, dass er von selbst bei Sonnenuntergang am Tor des Marmorpalastes anhielt. Mit schnellen Schritten stieg ich die Treppen hinauf und trat in die Halle.

Innen regierte schwere Stille. Die dunklen Räume sahen mürrisch aus, als ob sie beleidigt wären. Mein Herz war voller Reue, aber da war niemand, dem ich es öffnen konnte oder den ich um Vergebung bitten konnte. Mit leerem Kopf wanderte ich in den dunklen Zimmern herum. Ich wünschte, ich hätte eine Gitarre, zu deren Begleitung ich zu der Unbekannten singen konnte: ‘O Feuer, die arme Motte, die sich vergeblich bemühte wegzufiegen, ist zu Dir zurückgekommen! Vergib ihr nur dieses eine Mal, versenge ihre Flügel und verbrenne sie in Deiner Flamme!’

Auf einmal fielen zwei Tränen von oben auf meine Augenbraue. Dunkle Wolkenmassen bedeckten die Gipfel der Avalli-Hügel an diesem Tag. Die düsteren Wälder und die rußigen Wasser des Susta warteten in schrecklicher Spannung und ominöser Ruhe. Plötzlich ging ein Schauer durch Land, Wasser und Himmel, und ein wilder, stürmischer Windstoß fuhr heulend durch das entfernte, unwegsame Holz und zeigte seine Blitz-Zähne wie ein Wahnsinniger, der seine Fesseln abgeworfen hatte. Die desolate Halle des Palastes schlug mit ihren Türen und stöhnte in der Bitterkeit ihrer Qual.

Die Diener waren alle im Büro und niemand war da, um die Lampen anzuzünden. Bewölkt und mondlos war die Nacht. Drinnen, in dichter Düsternis, konnte ich deutlich fühlen, dass eine Frau mit dem Gesicht nach unten auf dem Teppich unter dem Bett lag – mit verzweifelten Fingern klammerte und riß sie an ihrem langen wirren Haar. Blut tröpfelte an ihrer schönen Augenbraue herunter und erst lachte sie hart, rauh und freudlos, dann brach sie in schweres, heftiges Schluchzen aus, zerriß ihr Leibchen und schlug sich auf die blanken Brüste, während der Wind durchs offene Fenster stürmte und der Regen in Strömen fiel und sie völlig durchnäßte.

Die ganze Nacht ließ weder der Sturm, noch das leidenschaftliche Weinen nach. In vergeblichem Kummer wanderte ich im Dunkeln von Zimmer zu Zimmer. Wen konnte ich trösten, wenn doch niemand da war? Zu wem gehörte dieser qualvolle Schmerz? Wie kam es zu diesem untröstbaren Leid?

Und der Verrückte rief: ‘Zurücktreten! Zurücktreten! Alles ist falsch! Alles ist falsch!!’

Ich sah, dass der Tag heranbrach, und dass Meher Ali in diesem schrecklichen Wetter den Palast mit seinem üblichen Schrei umkreiste. Es kam mir plötzlich in den Sinn, dass er vielleicht einmal genauso in diesem Haus gelebt hatte und er, obwohl er verrückt geworden war, jeden Tag herkam und herumging, eingefangen vom unheimlichen Zauber des Marmordämons.

Trotz Sturm und Regen lief ich zu ihm hin und fragte ihn: ‘Ho, Meher Ali, was ist falsch?’

Der Mann antwortete nicht, sondern drückte mich beiseite und ging weiter herum mit seinem wahnsinnigen Rufen, wie ein Vogel fasziniert von den Kiefern einer Schlange, und bemühte sich verzweifelt, sich selbst zu warnen ‘Zurücktreten! Zurücktreten! Alles ist falsch! Alles ist falsch!!’ Und immer wieder und wieder...

Wie ein Wahnsinniger rannte ich durch den prasselnden Regen in mein Büro und bat Karim Khan: ‘Sag mir, was das alles bedeuten soll!’

Was ich von diesem alten Mann erfuhr: dass einmal zahllose unerwiderte Leidenschaften und unbefriedigte Sehnsüchte und grelle Flammen wild lodrender Lust in jenem Palast tobten, und dass der Fluch all diesen Kummers und zerstörter Hoffnung jeden einzelnen Stein hungrig und durstig gemacht hatte, gierig darauf, jeden Lebenden, der zufällig in die Nähe kam, wie eine verhungerte Menschenfresserin zu verschlingen. Keiner, der dort drei Nächte hintereinander verbrachte, konnte diesen grausamen Fängen entfliehen, außer Meher Ali, der auf Kosten seiner geistigen Gesundheit davonkam.

Ich fragte: ‘Gibt es wirklich keine Möglichkeit, mich zu befreien?’ Der alte Mann sagte: ‘Es gibt nur einen Weg, und der ist höchst schwierig. Ich werde Dir sagen, was es ist, aber zuerst solltest Du die Geschichte eines jungen persischen Mädchens hören, das einmal in diesem Freudenhaus lebte. Eine seltsamere oder bitter herzerreißendere Geschichte hat auf dieser Erde niemals stattgefunden.’“

Genau in diesem Moment kündigten die Kulis den kommenden Zug an. So früh? Wir packten eilig unsere Sachen, als der Zug schon hereindampfte. Ein englischer Gentleman, anscheinend gerade aus dem Schlummer gerissen, blickte aus einem Erste-Klasse-Wagen und versuchte, den Namen der Station zu entziffern. Sowie er unseren Mitreisenden entdeckte, rief er: “Hallo!“, und nahm ihn in sein Abteil. Da wir in einen Zweite-Klasse-Wagen gelangten, hatten wir keine Chance mehr herauszufinden, wer dieser Mann war, oder, wie die Geschichte zu Ende ging.

Ich meinte: “Der hielt uns offensichtlich für Dummköpfe und hat uns an der Nase herumgeführt. Die Geschichte ist von vorn bis hinten erfunden.“

Die darauffolgende Diskussion endete in einem lebenslangen Bruch zwischen meinem theosophischen Freund und mir.

ERLÄUTERUNGEN.

puja [‘Anbetung’, ‘Respekt’, ‘Reinigung’]: tägl. Verrichtung im hinduistischen Glauben, entsprechend dem Gebet, auch Beichte.

Durga Puja [auch ‘Navratri’] - Hindu Tanz- und Unterhaltungsfestivität zu Ehren des Sieges des Guten [Göttin Durga] über das Böse. Zeit: neun Nächte lang im Herbst. Ort: Bengalen.

Junagar Stadt und altes Fort in der westind. Provinz Gujarat

nizam Titel der Herrscher von Hyderabad im 18.-20. Jhdt.

Barich : möglicherweise die nordind. Stadt nahe Grenze zu Nepal, die heute Bahraich heißt, oder der altertüml. Textilhafen Barygaza (heute Broach) in Gujarat.

ghazal [arab. ‘zu Frauen sprechen’] Gedichtform, im 10.Jhdt. im Iran entstanden, ab 12. Jhdt auch in Nordindien. Bestehend aus meist 7, auch bis 12 zweizeiligen, sich untereinander reimenden Einzelgedichten.

Mahmud Shah II. Name eines Sultan von Gujarat im 16. Jhdt. Ein anderer mit demselben Namen herrschte im 14. Jhdt über Delhi. Keiner von beiden passt in die beschriebene Zeit (1910-250=1660)!

moghlai trad. nordind. Kochkunst, aus der Verschmelzung von pakistanischer und punjabischer Küche entstanden.

attar spirituell verwendetes Parfum unbestimmter Art. ‘Attar’ soll der Name eines persischen Sufi-Dichters des 13. Jhdts sein, der die Verbindung von Gerüchen und Spiritualität herstellte und als erster ihre angeblichen Heilkräfte bekanntmachte.

bulbul ind. Singvogel

pajamas Teil der Kleidung zu Zeiten der Mogulherrschaft. Mann trug einen Waffenrock (jamas) mit Schärpe über Pluderhosen (pajames), dazu kostbare Tücher, sowie einen Turban in der Größe einer Mütze, der vorne flach und hinten rund gebunden wurde. Die pajamas wurden auch von Frauen getragen.

badshah, padishah Titel des Kaisers von Indien; auch der des iranischen Shah

chaprasi Laufbursche

Rabindranath Tagore
DER CABULIWALLAH
(DER OBSTHÄNDLER AUS KABUL)
(Indien, New York 1916)

Meiner fünf Jahre alten Tochter ist es unmöglich, ohne Klatsch zu leben. Ich bin wirklich der Ansicht, sie hat in ihrem ganzen Leben noch keine Minute mit Stille verschwendet. Ihre Mutter fühlt sich dadurch oft gestört und unterbricht dann ihr Plappern, aber ich nicht. Mini still zu sehen ist unnatürlich, und ich kann es nicht lange ertragen. Und so kommt es, dass meine Gespräche mit ihr immer lebhaft sind.

An einem Morgen zum Beispiel, als ich mich mitten im siebzehnten Kapitel meines Romans befand, stahl sich meine kleine Mini ins Zimmer, legte ihre Hand in meine und sagte: "Vater! Ramdayal der Türsteher nennt eine Krähe eine Crähe! Der hat doch keine Ahnung, oder?"

Bevor ich ihr die sprachlichen Unterschiede in der Welt erklären konnte, schwamm sie schon in der vollen Flut eines anderen Themas. "Was glaubst Du, Vater? Bhola sagt, da ist ein Elefant in den Wolken, der Wasser aus seinem Rüssel bläst, und deswegen regnet es!"

Und als ich noch dasaß und eine Antwort auf das zuletzt Gesagte vorbereitete, sauste sie neu los: "Vater! in welcher Beziehung steht Mutter zu Dir?"

"Meine liebe kleine Schwägerin!"¹, murmelte ich unfreiwillig vor mich hin, arrangierte dann aber mit ernstem Gesicht die Antwort: "Geh und spiel mit Bhola, Mini! Ich bin beschäftigt!"

Das Fenster meines Zimmers überblickt die Straße. Die Kleine hatte sich an meine Füße nahe an meinen Tisch gesetzt, spielte und trommelte sanft auf ihren Knien. Ich arbeitete hart an meinem siebzehnten Kapitel, in welchem Protrap Singh, der Held, Kanchanlata, die Heldin, in seine Arme gefangen hatte und gerade mit ihr aus dem dritten Stock der Burg flüchtete als plötzlich Mini ihr Spiel sein ließ, zum Fenster lief und rief: "Ein Cabuliwallah! Ein Cabuliwallah!" Tatsächlich war unten auf der Straße ein Cabuliwallah und ging langsam vorbei. Er trug die lose erdige Kleidung seines Volkes und einen hohen Turban; ein Sack war auf seinem Rücken, und er hielt Schachteln mit Weintrauben in seiner Hand.

¹[wörtl. «Schwester-im-Gesetz»]

Ich kann nicht sagen, was die Gefühle meiner Tochter beim Anblick dieses Mannes waren, aber sie fing an, ihn laut zu rufen. "Ah!", dachte ich, "Er wird hereinkommen, und mein siebzehntes Kapitel wird nie fertig werden!" Exakt in diesem Moment drehte sich der Cabuliwallah um und sah zu dem Kind herauf. Als sie das bemerkte, erschrak sie völlig und flüchtete hinaus in den Schutz ihrer Mutter. Sie hatte einen Aberglauben, in dem Sack, den der große Mann trug, wären vielleicht zwei, drei Kinder wie sie selbst. Inzwischen kam der Hausierer durch die Tür in den Gang und grüßte mich mit einem lächelnden Gesicht.

Die Position meines Helden und meiner Heldin war so prekär, dass mein erster Impuls war, abzubrechen und etwas zu kaufen, schließlich war der Mann gerufen worden. Ich nahm ihm ein paar Kleinigkeiten ab und ein Gespräch entwickelte sich über Abdurrahaman, die Russen, die Engländer und die Grenzpolitik.

Als er schon am Gehen war, fragte er: "Und wo ist das kleine Mädchen, Sir?"

Und ich war der Meinung, sie müsse ihre falsche Furcht ablegen, und ließ sie herausbringen.

Sie stand bei meinem Stuhl und blickte auf den Cabuliwallah und den Sack. Er bot ihr Nüsse und Rosinen an, sie ließ sich aber nicht in Versuchung führen, schmiegte sich nur noch näher an mich, alle ihre Zweifel verstärkt.

Das war ihr erstes Treffen.

Eines Morgens allerdings, nicht viele Tage später, ich wollte gerade das Haus verlassen, war ich erstaunt, Mini auf der Bank neben der Tür sitzen zu sehen; sie lachte und redete mit dem großen Cabuliwallah ihr zu Füßen. Es schien, als hätte meine kleine Tochter ihr ganzes Leben keinen geduldigeren Zuhörer gehabt, ihren Vater ausgenommen. Und schon war die Ecke ihres kleinen *sari* ausgefüllt mit Mandeln und Rosinen, das Geschenk ihres Besuchers. "Warum haben Sie ihr die gegeben?", sagte ich, nahm ein *8-anna* Stück heraus und reichte es ihm. Der Mann akzeptierte das Geld ohne Zögern und steckte es in seine Tasche.

Tja, als ich eine Stunde später zurückkam, stellte ich fest, dass die unglückliche Münze das Doppelte ihres Werts an Problemen verursacht hatte! Denn der Cabuliwallah hatte es Mini gegeben, und ihre Mutter hatte das helle runde Objekt bemerkt und das Kind bedrängt: "Wo hast du das *8-anna* Stück her?"

"Der Cabuliwallah hat es mir gegeben", sagte Mini fröhlich.

"Der Cabuliwallah hat es dir gegeben!", rief ihre Mutter höchst schockiert,

“Oh Mini! Wie konntest du es von ihm annehmen?“

In dem Moment kam ich dazu und rettete sie aus der drohenden Katastrophe, sodann ging ich daran, meine eigenen Fragen zu stellen.

Es war nicht das erste oder zweite Mal, dass die zwei sich trafen, fand ich heraus. Der Cabuliwallah hatte die Angst des Kindes durch wohlüberlegte Bestechung mit Nüssen und Mandeln überwunden, und die zwei waren nun die besten Freunde.

Da gab es viele seltsamen Witze, die beide richtig amüsierten. Mini saß vor ihm, sah mit all ihrer zierlichen Würde an seiner riesenhaften Statur hinab und fing an, das Gesicht vor Lachen verzerrt: “O Cabuliwallah, Cabuliwallah, was hast Du in Deinem Sack?“

Und er antwortete dann im nasalen Akzent der Bergleute: “Einen Elefant!“ Vielleicht kaum ein Grund für Fröhlichkeit, aber wie sie beide den Witz genossen! Für mich hatte dieses kindliche Gerede mit einem erwachsenen Mann stets etwas auf eigenartige Weise Faszinierendes.

Darauf ließ sich der Cabuliwallah nicht lumpen und war nun an der Reihe: “Gut, Kleine, und wann gehst Du zum Haus Deines Schwiegervaters?“²

Nun ist es so, dass die meisten bengalischen Mädchen schon längst vom Haus des Schwiegervaters gehört haben; wir sind da ein wenig neumodisch und hatten diese Dinge von unserem Kind ferngehalten, und Mini muss von dieser Frage durchaus verwirrt worden sein. Aber sie zeigte es keineswegs und antwortete mit gekonntem Taktgefühl: “Gehst Du denn dorthin?“

Allerdings ist es unter Männern der Klasse des Cabuliwallah wohlbekannt, dass die Worte «Haus des Schwiegervaters» eine doppelte Bedeutung haben. Es ist eine beschönigende Umschreibung für das Gefängnis, der Ort, an dem für uns gut gesorgt ist, und kostenlos. In diesem Sinn nahm der kräftige Hausierer die Frage meiner Tochter. “Ah“, sagte er dann und schüttelte seine Faust in Richtung eines imaginären Polizisten, “ich verhaue meinen Schwiegervater!“ Das hörte Mini, stellte sich den armen, unterlegenen Verwandten vor und verfiel in schallendes Gelächter, welchem sich ihr schrecklicher Freund anschloss.

Herbstmorgen waren dies, genau die Jahreszeit, zu der die Könige des Altertums in den Krieg zogen; und ich, der ich nie aus meiner kleinen Ecke Kalkuttas herauskam, ließ meine Vorstellungskraft über die ganze Welt wandern. Schon beim Namen eines anderen Landes ging mein Herz dort hinaus, und beim Anblick eines Fremden auf der Straße verfiel ich darin, ein Netz

² [wörtl. «Vater-im-Gesetz»]

von Träumen zu weben, – die Berge, die Schluchten und die Wälder seines entfernten Zuhauses, die Anlage des Dorfes und das freie und unabhängige Leben in weit entfernter Wildnis.

Vielleicht ist es so, dass sich die Reiseszenen selbst vor mir heraufbeschwören und immer wieder deswegen höchst lebendig durch meine Vorstellung ziehen, weil ich solch eine unbewegliche Existenz führe, dass mich ein Aufruf zur Reise wie ein Blitz treffen würde. In der Gegenwart dieses Cabuliwallah wurde ich sofort zum Fuß dürer Berggipfel transportiert, zwischen deren sich türmenden Höhen sich kleine schmale Schluchten hinein- und hinauszwängten. Ich konnte die Kette von Kamelen in Begleitung von Händlern mit Turbanen sehen; sie trugen Waren, ein paar ihrer wunderlichen alten Schusswaffen, ein paar ihrer Speere und reisten hinunter Richtung Ebene. Ich konnte sehen – aber an einem solchen Punkt unterbrach mich Minis Mutter und flehte mich an, “mich vor dem Mann zu hüten.“

Unglücklicherweise ist Minis Mutter eine sehr furchtsame Lady. Jedesmal, wenn sie Lärm auf der Straße hört oder Leute zum Haus kommen sieht, kommt sie zu der Schlussfolgerung, es wären entweder Diebe, Betrunkene, Schlangen, Tiger, Malaria oder Kakerlaken, Tausendfüßler oder ein englischer Seemann. Auch nach all den Jahren Erfahrung kann sie ihre Angst nicht überwinden. Sie war voller Zweifel über den Cabuliwallah und bat mich regelmäßig, ein Auge auf ihn zu haben.

Ich versuchte, ihre Furcht sanft wegzulachen, aber dann drehte sie es in die ernste Richtung und stellte mir feierliche Fragen.

Würden etwa keine Kinder entführt?

Sei es denn nicht wahr, dass in Kabul Sklaven gehalten werden?

Sei es denn so sehr absurd, dass dieser große Mann in der Lage ist, ein Kind wegzutragen?

Ich betonte, obwohl nicht unmöglich, war es höchst unwahrscheinlich. Aber das reichte nicht und ihr Schrecken blieb. Da dieser aber unklar war, schien es nicht richtig, dem Mann das Haus zu verbieten, und die Innigkeit fuhr ungehindert fort.

Rahmun der Cabuliwallah hatte die Gewohnheit, einmal im Jahr, Mitte Januar, in sein Land zurückzukehren, und wenn die Zeit kam, war er sehr beschäftigt, ging von Haus zu Haus und sammelte seine Schulden ein. Dieses Jahr allerdings fand er regelmäßig Zeit, um zu kommen und Mini zu sehen. Einem Außenstehenden hätte es scheinen können, dass es zwischen beiden eine gewisse Verabredung gab, denn wenn er morgens nicht konnte, erschien er abends.

Sogar mich machte es ab und zu stutzig, diesen langen, lose bekleideten und vielbeladenen Mann in der Ecke eines dunklen Raumes zu überraschen; aber wenn Mini dann lächelnd mit ihrem "O! Cabuliwallah! Cabuliwallah!" herlief und die zwei Freunde, im Alter so entfernt, in ihr übliches Gelächter und ihre alten Witze verfielen, fühlte ich mich wieder beruhigt.

Ein paar Tage, bevor er geplant hatte zu gehen, korrigierte ich eines Morgens meine Druckfahnen in meinem Arbeitszimmer. Das Wetter war kühl. Sonnenstrahlen berührten durch das Fenster meine Füße, und die geringfügige Wärme war sehr willkommen. Es war fast acht Uhr und die frühen Fußgänger gingen gerade nach Hause, die Köpfe bedeckt. Mit einem Mal hörte ich einen Aufruhr in der Straße, blickte hinaus und sah Rahmun gebunden zwischen zwei Polizisten weggeführt werden, hinter ihnen eine Traube neugieriger Jungen. Blutflecken waren auf den Kleidern des Cabuliwallah, und einer der Polizisten trug ein Messer. Ich eilte hinaus, hielt sie an und fragte, was das alles zu bedeuten hatte. Teils von einem, teils von einem anderen erfuhr ich, ein gewisser Nachbar schuldete dem Hausierer etwas für einen Rampuri-Schal, hatte aber fälschlicherweise abgestritten, ihn gekauft zu haben. Im Zug der Auseinandersetzung hatte Rahmun zugeschlagen. Der Gefangene fing nun in der Hitze seiner Aufregung an, seinem Feind alle möglichen Schimpfwörter an den Kopf zu werfen, als plötzlich meine kleine Mini in einer Veranda meines Hauses mit ihrem üblichen Ruf auftauchte: "O Cabuliwallah! Cabuliwallah!" Rahmuns Gesicht hellte sich auf, als er sich zu ihr drehte. Heute hatte er keinen Sack unter dem Arm, deswegen konnte sie ihn nicht auf den Elefanten ansprechen und ging deshalb sofort zur nächsten Frage über: "Gehst Du zum Haus des Schwiegervaters?" Rahmun lachte und sagte: "Genau da gehe ich hin, Kleine!" Dann sah er, dass die Antwort das Kind nicht amüsierte, und hielt die gefesselten Hände hoch. "Ali," sagte er, "ich hätte den alten Schwiegervater verhauen, aber meine Hände sind gebunden!"

Rahmun wurde des mörderischen Angriffs angeklagt und zu ein paar Jahren Gefängnis verurteilt.

Die Zeit verging, und niemand erinnerte sich an ihn. Die gewohnte Arbeit an gewohntem Ort war unsere und der Gedanke, dass der einmal frei gewese Mann aus den Bergen seine Jahre im Gefängnis verbrachte, kam uns selten oder nie. Sogar meine fröhliche Mini, schäme ich mich zu sagen, vergaß ihren alten Freund. Neue Kameraden füllten ihr Leben aus. Als sie älter wurde, verbrachte sie mehr Zeit mit Mädchen. Tatsächlich verbrachte sie soviel Zeit mit ihnen, dass sie nicht mehr wie gewohnt ins Zimmer ihres Vaters kam.

Wir redeten kaum noch miteinander.

Jahre waren vergangen. Einmal mehr war es Herbst, und wir hatten Arrangements für die Heirat unserer Mini gemacht. Sie sollte während der *puja* Feiertage stattfinden. So wie *Durga* zum *Kailash* zurückkehrte, so sollte das Licht unseres Hauses zum Haus ihres Gemahls aufbrechen und das ihres Vaters im Schatten zurücklassen.

Es war ein heller Morgen. Nach den Regenfällen lag ein Hauch von Reinheit in der Luft und die Sonnenstrahlen sahen aus wie pures Gold. So hell waren sie, dass sie sogar den schäbigen Mauern in den Gassen Kalkuttas eine schöne Ausstrahlung verliehen. Seit dem frühen Sonnenaufgang wurde Hochzeitsmusik gedudelt und bei jedem Taktschlag hatte mein Herz geklopft. Das Klagen der Melodie, Bhairavi, schien meinen Schmerz ob der kommenden Trennung zu verstärken. Meine Mini sollte heute Nacht verheiratet werden.

Lärm und ständiges Treiben hatte seit dem frühen Morgen das Haus erfüllt. Im Hof musste das Schutzdach auf seine Bambuspfähle geworfen werden; die klingelnden Leuchter mussten in jedem Zimmer und in der Veranda aufgehängt werden. Eile und Aufregung kamen zu keinem Ende. Ich saß in meinem Arbeitszimmer und sah die Rechnungen durch, als jemand hereinkam und sich respektvoll grüßend vor mich hinstellte. Es war Rahmun der Cabuliwallah. Zuerst erkannte ich ihn nicht. Er trug weder Sack noch langes Haar, und ihm fehlte die gewohnte Lebenskraft. Aber er lächelte, und da erkannte ich ihn wieder.

“Seit wann bist Du hier, Rahmun?“, fragte ich ihn.

“Letzten Abend“, sagte er, “wurde ich aus dem Knast entlassen.“

Die Worte schlugen rauh in meine Ohren. Nie zuvor hatte ich mich mit jemand unterhalten, der seinen Nächsten verwundet hatte, und mein Herz zog sich zusammen als ich es bemerkte, denn ich hatte das Gefühl, dieser Tag hätte bessere Vorzeichen besessen, wenn er nicht aufgetaucht wäre.

“Es sind Festlichkeiten im Gang“, sagte ich, “und ich bin beschäftigt. Könntest Du vielleicht einen anderen Tag kommen?“

Sofort drehte er sich um und ging; aber als er die Tür erreichte, zögerte er und sagte: “Darf ich nicht einen Moment die Kleine sehen, Sir?“ Er war im Glauben, Mini wäre noch dieselbe. Er hatte sich vorgestellt, wie sie wie üblich zu ihm lief und rief “O Cabuliwallah! Cabuliwallah!“ Er dachte auch, dass beide wie in alten Zeiten lachen und miteinander reden würden. In der Tat hatte er sich an frühere Tage erinnert und, vorsichtig in Papier verpackt, ein paar Mandeln und Rosinen und Trauben mitgebracht, die er irgendwie von einem Bauern ergattert hatte, denn sein eigener kleiner Fundus

war ausgegeben.

Wieder sagte ich: "Im Haus gibt es eine Festlichkeit und Du wirst heute niemand sehen können."

Das Gesicht des Mannes wurde lang. Er blickte einen Moment wehmütig auf mich, sagte: "Guten Morgen", und ging hinaus. Es tat mir ein wenig Leid und ich hätte ihn zurückgerufen, aber ich merkte, dass er bereits aus eigenem Entschluss zurückkehrte. Er trat nahe an mich heran, hielt seine Geschenke und sagte: "Diese paar Dinge, Sir, habe ich für die Kleine mitgebracht. Werden Sie sie ihr geben?"

Ich nahm sie und war dabei, ihn zu bezahlen, aber er fing meine Hand und sagte: "Sie sind sehr nett, Sir! Behalten Sie mich in guter Erinnerung. Bieten Sie mir kein Geld! – Sie haben eine kleine Tochter, ich habe auch eine wie sie bei mir zuhause. Ich denke an sie, wenn ich Ihrem Kind Obst bringe, und nicht an meinen Gewinn."

Das gesagt, steckte er seine Hand in seinen großen, losen Umhang und brachte ein kleines und verschmutztes Stück Papier hervor. Mit großer Sorgfalt entfaltete er das und glättete es mit beiden Händen auf meinem Tisch. Es trug den Abdruck einer kleinen Hand. Keine Fotografie. Keine Zeichnung. Der Abdruck einer tinteverschmierten Hand lag flach auf dem Papier. Diese Berührung seiner kleinen Tochter war die ganze Zeit an seinem Herz gewesen, als er Jahr für Jahr nach Kalkutta gereist war um seine Waren auf der Straße zu verkaufen.

Tränen traten in meine Augen. Ich vergaß, dass er ein armer Kabuler Obstverkäufer war, während ich – aber nein, was war ich mehr als er? Auch er war Vater. Dieser Abdruck der Hand dieser kleinen *Parbati* in ihrer entfernten Bergheimat erinnerte mich an meine kleine Mini.

Sofort schickte ich nach Mini in der inneren Wohnung. Viele Probleme wurden gemacht, aber ich hörte nicht. Gekleidet im roten Samt ihres Hochzeitstages, mit der Sandelpaste auf der Stirn und geschmückt als junge Braut, kam Mini herein und stand schüchtern vor mir.

Der Cabuliwallah blickte leicht schwankend auf die Erscheinung. Er war nicht in der Lage, ihre alte Freundschaft wiederzubeleben. Zuletzt lächelte er und sagte: "Kleine, gehst Du zum Haus Deines Schwiegervaters?"

Aber Mini verstand jetzt, was das Wort «Schwiegervater» bedeutete und sie konnte nicht mehr wie in alten Zeiten antworten. Sie errötete bei der Frage und stand, das Brautgesicht gesenkt, vor ihm.

Ich dachte an den Tag zurück, als sich der Cabuliwallah und Mini das erste Mal begegneten und fühlte mich traurig. Als sie gegangen war, brach-

te Rahmun einen tiefen Seufzer hervor und setzte sich auf den Boden. Es war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, dass auch seine Tochter in dieser langen Zeit herangewachsen sein muss, und dass er mit ihr würde neu Freundschaft schließen müssen. Sicherlich würde er sie nicht mehr so vorfinden, wie er es gewohnt war. Und außerdem, was mochte mit ihr nicht in diesen acht Jahren passiert sein?

Die Hochzeitsmusik dudelte und die milde Herbstsonne umströmte uns. Aber Rahmun saß an der kleinen Gasse in Kalkutta und sah vor sich die kahlen Berge Afghanistans.

Ich nahm eine Banknote heraus, gab sie ihm und sagte: "Geh zurück zu Deiner eigenen Tochter, Rahmun, in Deinem Land, und möge die Freude Deines Wiedersehens meinem Kind Glück bringen!"

Da ich dieses Geschenk gemacht hatte, musste ich ein paar der Festlichkeiten kürzen. Weder das elektrische Licht, das ich geplant hatte, noch die Militärkapelle konnte ich nun haben, und die Ladies des Hauses waren deswegen verzweifelt. Aber für mich war das Hochzeitsfest umso heller, wenn ich daran dachte, wie sich in einem entfernten Land ein lang verlorener Vater mit seinem einzigen Kind wiedertraf.

Rabindranath Tagore
DIE ANHÄNGERIN
(Indien, New York 1916)

I.

Zu einer Zeit, als meine Unbeliebtheit bei einem Teil meiner Leser den Nadir ihrer Herrlichkeit erreicht hatte und mein Name zur zentralen Umlaufbahn der Zeitschriften geworden war, auf der man sich mit ständiger Rotation aus Verunglimpfung durch den Raum bewegte, fühlte ich die Notwendigkeit, mich an irgendeinen ruhigen Ort zurückzuziehen und zu versuchen, meine eigene Existenz zu vergessen.

Auf dem Land, ein paar Meilen von Kalkutta entfernt, besitze ich ein Haus, wo ich unerkannt und unbehelligt bleiben kann. Die Dörfler dort haben sich bis jetzt noch keine Meinung über mich gebildet. Sie wissen, dass ich kein bloßer Urlauber oder Lustwandler bin; denn niemals empöre ich die Stille der Dorfnächte mit tumultartigen Geräuschen der Stadt. Ebensowenig halten sie mich für einen Asketen, denn das bisschen Bekanntschaft, das sie mit mir haben, gibt ihnen den Geschmack von Bequemlichkeit. Für sie bin ich auch kein Reisender; denn, obwohl ich von Natur aus Vagabund bin, ist meine Wanderung durch die Felder des Dorfes ziellos. Sie sind sich nicht einmal einigermaßen sicher, ob ich verheiratet bin oder nicht; denn sie haben mich nie mit meinen Kindern gesehen. Da sie mich daher in keines der Tier- oder Pflanzenreiche, die sie kennen, einordnen können, haben sie mich seit langem aufgegeben und stur alleingelassen.

Aber erst kürzlich erfuhr ich, dass es eine Person im Dorf gibt, die sich stark für mich interessiert. Unsere Bekanntschaft begann an einem schwülen Nachmittag im Juli. Den ganzen Morgen hatte es geregnet und die Luft war noch feucht und schwer von Nebel, wie Augenlider nach beendetem Weinen.

Ich saß faul herum und beobachtete eine gescheckte Kuh, wie sie auf dem Flussdamm graste. Die Nachmittagssonne spielte auf ihrer glänzenden Haut. Die schlichte Schönheit dieser Bekleidung aus Licht ließ mich müßig über des Menschen gewollte Verschwendung des Geldes wundern, mit dem er Schneiderläden betrieb, um seine eigene Haut ihrer natürlichen Bekleidung zu berauben.

Als ich so schaute und müßig grübelte, kam eine Frau mittleren Alters heran, machte vor mir einen Kniefall und berührte den Boden mit ihrer

Stirn. In ihrem Umhang trug sie Blumensträuße, von denen sie mir einen mit gefalteten Händen darbot. Gleichzeitig sagte sie zu mir: "Das ist ein Opfer für meinen Gott."

Und weg ging sie. So verblüfft war ich, als sie diese Worte äußerte, dass ich kaum einen flüchtigen Blick auf sie werfen konnte, bevor sie gegangen war. Das ganze Ereignis war gänzlich einfach, aber es hinterließ einen tiefen Eindruck in meinem Geist; und als ich mich wieder zurückdrehte, um auf das Vieh auf der Weide zu blicken, schien mir der Lebenshunger der Kuh, die mit tiefen Atemzügen auf dem saftigen Gras herumkaute und die Fliegen verscheuchte, erfüllt mit Geheimnissen. Meine Leser mögen wohl ob meiner Albernheit lachen, aber mein Herz war voller Anbetung. Ich bot meine Verehrung der reinen Lebenslust, welche Gottes eigenes Leben ist. Dann pflückte ich einen zarten Spross vom Mangobaum und fütterte die Kuh mit der Hand, und als ich dies tat, hatte ich die Genugtuung, meinem Gott gefällig gewesen zu sein.

Als ich im nächsten Jahr ins Dorf zurückkehrte, war es Februar. Die kalte Jahreszeit war noch zu spüren. Die Morgensonne besuchte mein Zimmer und ich war dankbar für ihre Wärme. Ich war gerade beim Schreiben, als der Diener hereinkam, um mir mitzuteilen, dass eine Anhängerin des Vishnu-Kultes mich sehen wollte. Abwesend bat ich ihn, sie heraufzubringen, und schrieb weiter. Die Anhängerin betrat den Raum und verbeugte sich vor mir, wobei sie meine Füße berührte. Ich fand, es war dieselbe Frau, der ich im Jahr zuvor kurz begegnet war.

Nun konnte ich sie näher betrachten. Sie war über das Alter hinaus, in welchem die Frage nach der Schönheit einer Frau gestellt wird. Ihre Gestalt war überdurchschnittlich groß und sie war kräftig gebaut; zwar war ihr Körper leicht gebeugt von der ständigen verehrenden Haltung. Ihr Verhalten jedoch hatte nichts Schrumpfendes an sich. Das Bemerkenswerteste an ihr waren ihre Augen. Diese hatten gleichsam eine durchdringende Kraft, welche Distanz zu Nähe werden ließ.

Mit diesen ihren zwei großen Augen schien sie mich anzustoßen, als sie hereinkam.

"Was ist das?", fragte sie, "Warum hast du mich vor deinen Thron bringen lassen, du mein Gott? Sonst sah ich dich unter den Bäumen, und das war viel besser. Das war der richtige Ort, dich zu treffen."

Sie musste mich wohl unbemerkt gesehen haben, als ich im Garten herumging. Allerdings litt ich seit ein paar Tagen an einer Erkältung und war gezwungen, das Haus zu hüten und dem Abendhimmel von der Terrasse aus

zu huldigen. Nach einer stillen Pause sagte die Anhängerin zu mir: "O mein Gott, gib mir ein paar Worte der Güte."

Auf diese jähe Bitte war ich ziemlich unvorbereitet und antwortete ihr spontan: "Gute Worte gebe ich weder, noch empfangen sie. Ich mache einfach meine Augen auf und bewahre die Ruhe, und kann dann sofort gleichzeitig hören und sehen, auch wenn kein Ton gesprochen wird. Momentan, wenn ich dich ansehe, ist es genauso gut, wie deiner Stimme zuzuhören."

Während ich sprach, wurde die Anhängerin immer aufgeregter und rief: "Gott spricht zu mir, nicht nur mit Seinem Mund, sondern mit Seinem ganzen Körper."

Ich sagte zu ihr: "Wenn ich ruhig bin, kann ich mit dem ganzen Körper hören. Ich bin von Kalkutta hierher gekommen, um diesem Ton zuzuhören."

Die Anhängerin sagte: "Ja, das weiß ich, und deswegen kam ich hierher, um neben dir zu sitzen."

Bevor sie sich verabschiedete, verbeugte sie sich erneut vor mir und berührte meine Füße. Ich konnte sehen, dass sie wegen der Bekleidung meiner Füße peinlich berührt war – sie wünschte sie sich bar.

Früh am nächsten Morgen ging ich hinaus und setzte mich auf meine Dachterrasse. Jenseits der südwardigen Baumzeile konnte ich das weite Land sehen, frostig und öde. Ich beobachtete, wie die Sonne über dem Zuckerrohr im Osten aufging, hinter der Hügelgruppe auf der Dorfseite. Aus dem tiefen Schatten dieser Bäume führte unvermutet die Dorfstraße heraus. Sie erstreckte sich weiter vorwärts und wand sich auf ihrem Weg zu entfernten Dörfern am Horizont, bis sie sich im Grau des Nebels verlor.

Es war an diesem Morgen schwer zu sagen, ob die Sonne aufgegangen war oder nicht. Weißer Nebel schmiegte sich noch an die Baumwipfel. Ich sah, wie die Anhängerin durch das verschwommene Morgengrauen ging, wie ein Nebelgespenst des morgendlichen Zwielfichts. Sie sang ihr Lied zu Gott und schlug dazu ihre Beckentrommeln.

Der dicke Schleier hob sich endlich; und die Sonne nahm wie der freundliche Dorfgroßvater mitten in all der Arbeit Platz, die in Haus und Feld vor sich ging.

Als ich mich gerade an meinen Schreibtisch gesetzt hatte, um den hungri-gen Appetit meines Editors in Kalkutta zu beschwichtigen, tönten Schritte auf der Treppe, und die Anhängerin betrat vor sich hinsummend den Raum und verbeugte sich vor mir. Ich hob meinen Kopf aus meinen Papieren.

Sie sagte zu mir: "Mein Gott, gestern nahm ich mir als geheiligte Speise das, was von deinem Essen übriggelassen wurde."

Ich stutzte und fragte sie, wie sie das tun konnte.

“Oh“, sagte sie, “ich wartete abends, während du beim Dinner warst, bei deiner Tür und nahm mir etwas Essen vom Teller, als es herausgetragen wurde.“

Das überraschte mich, denn jeder im Dorf wusste, dass ich in Europa gewesen war und mit Europäern gegessen hatte. Ich war Vegetarier, ohne Zweifel, aber die Heiligkeit meines Kochs würde keiner Untersuchung standhalten, und die Orthodoxen betrachteten mein Essen als verschmutzt.

Als die Anhängerin die Zeichen meiner Überraschung bemerkte, sagte sie: “Mein Gott, warum sollte ich dich überhaupt besuchen, wenn ich dein Essen nicht nehmen könnte?“

Ich fragte sie, was die Leute ihrer Kaste sagen würden. Sie erzählte mir, sie hätte die Neuigkeiten bereits weit im Dorf verbreitet. Die Leute ihrer Kaste hätten ihre Köpfe geschüttelt, aber waren sich einig, sie müsse ihren eigenen Weg gehen.

Ich fand heraus, dass die Anhängerin aus einer guten Familie vom Land stammte, und dass es ihrer Mutter finanziell gut ging und diese sich ihre Tochter zu Hause wünschte. Sie aber zog es vor, Bettelmönch zu sein. Ich fragte sie, wie sie zurechtkam. Sie sagte, ihre Anhänger hätten ihr ein Stück Land überlassen und dass sie ihr Essen hausierend erbettelte. Sie sagte zu mir: “Das Essen, was ich mit Betteln bekomme, ist göttlich.“

Nachdem ich über das, was sie sagte, nachgedacht hatte, verstand ich die Bedeutung. Wann immer wir unser Essen auf unsichere Weise als Almosen bekommen, gedenken wir Gott als den Spender. Aber wenn wir unser Essen regelmäßig zu Hause erhalten, tendieren wir dazu, es als unser eigenes von Rechts wegen zu betrachten.

Sehr gerne hätte ich etwas über ihren Ehemann erfahren gehabt. Da sie ihn aber nie erwähnte, auch nicht indirekt, fragte ich sie nicht.

Schnell bekam ich heraus, dass die Anhängerin überhaupt keinen Respekt vor dem Teil des Dorfes hatte, wo die oberen Kasten lebten.

“Die geben niemals“, sagte sie, “auch nur einen Farthing im Dienst Gottes; und doch haben sie den größten Anteil an Gottes Weltkugel. Aber die Armen beten und hungern.“

Ich fragte sie, warum sie nicht hinging und unter diesen gottlosen Leuten lebte, und ihnen zu einem besseren Leben verhalf. “Das“, sagte ich einigermaßen salbungsvoll, “wäre die höchste Form der göttlichen Anbetung.“

Predigten dieser Art hatte ich ab und zu gehört, und ich kopiere sie recht gern zum Nutzen der Allgemeinheit, wenn sich die Gelegenheit ergibt.

Die Anhängerin war allerdings nicht beeindruckt. Sie hob ihre großen runden Augen, sah mir direkt in die meinen und sagte:

“Du willst sagen, weil Gott mit den Sündern ist, daher, wenn du ihnen zu Diensten bist, dienst du Gott? Ist das so?“

“Ja“, antwortete ich, “das meine ich.“

“Natürlich“, antwortete sie fast ungeduldig, “natürlich ist Gott mit ihnen: wie könnten sie sonst überhaupt weiterleben? Aber was bedeutet mir das? Mein Gott ist dort nicht. Mein Gott kann nicht unter ihnen verehrt werden, weil ich Ihn dort nicht finde. Ich suche Ihn, wo ich Ihn finden kann.“

Sie machte mir Ehrerbietung, während sie so sprach. Was sie sagen wollte, war tatsächlich folgendes. Eine bloße Doktrin von der Allgegenwärtigkeit Gottes hilft uns nicht. Dass Gott alles durchdringt – diese Wahrheit mag eine rein unberühmbare Abstraktion sein, und daher für uns selbst unwirklich. Wo ich Ihn sehen kann, da ist Seine Wirklichkeit in meiner Seele.

Ich brauche nicht erklären, dass die ganze Zeit, als sie ihre Hingabe über mich schüttete, sie es nicht für mich als Einzelperson tat. Ich war einfach ein Vehikel ihrer göttlichen Anbetung. Es lag nicht an mir, diese zu empfangen oder abzulehnen, denn sie gehörte nicht mir sondern Gott.

Als die Anhängerin wieder vorbeikam, fand sie mich einmal mehr mit meinen Büchern und Papieren beschäftigt.

“Was hast du getan“, sagte sie mit offensichtlichem Ärger, “dass mein Gott dich so schuftet lässt? Jedesmal, wenn ich komme, finde ich dich beim Lesen oder Schreiben.“

“Gott hält seine nutzlosen Leute beschäftigt“, antwortete ich, “sonst würden sie bald in Unheil geraten. Sie müssen all die unnützlichsten Dinge des Lebens tun. Das hält sie aus dem Ärger heraus.“

Die Anhängerin erzählte mir, dass sie die Belastungen, von denen ich Tag für Tag umringt war, nicht ertragen konnte. Wenn sie mich sehen wollte, wurde ihr von den Dienern nicht erlaubt, geradewegs nach oben zu gehen. Wenn sie in Verehrung meine Füße berühren wollte, waren immer meine Socken im Weg. Und wenn sie ein einfaches Gespräch mit mir wünschte, fand sie meinen Geist verloren in einer Buchstabenwildnis.

Diesmal, bevor sie mich verließ, faltete sie ihre Hände und sagte: “Mein Gott! Diesen Morgen spürte ich deine Füße in meiner Brust. Oh, wie kühl! Und sie waren bar, nicht bedeckt. Ich hielt sie lange anbetend auf meinem Kopf. Das erfüllte mein Dasein. Und danach, was hatte es denn für einen Sinn, dich selbst zu besuchen? Warum kam ich überhaupt? Mein Lord, sag mir ehrlich, – war es nicht einfach nur Narrheit?“

In der Vase auf dem Tisch waren Blumen. Als sie gerade dort stand, brachte der Gärtner neue Blumen, um die alten zu ersetzen. Die Anhängerin sah zu, als er sie wechselte.

“Ist das alles?“, rief sie, “Bist du fertig mit den Blumen? Dann gib sie mir.“

Sie hielt die Blumen liebevoll auf der Handfläche und begann, sie mit gebeugtem Kopf zu betrachten. Nach wenigen Momenten der Stille hob sie wieder den Kopf und sagte zu mir: “Du siehst dir nie diese Blumen an; deswegen verderben sie für dich. Wenn du nur in sie hineinschauen würdest, würde dein Lesen und Schreiben in die Lüfte gehen.“

Sie band die Blumen im Ende ihres Umhangs zusammen, platzierte sie mit einer Geste der Verehrung oben auf ihren Kopf und sagte respektvoll: “Lass mich meinen Gott bei mir tragen.“

Als sie so sprach, hatte ich das Gefühl, dass Blumen in unseren Zimmern nicht den ihnen zustehenden Lohn an liebender Pflege aus unseren Händen erhalten. Wenn wir sie in Vasen stecken, ist es eher, als wären sie eine Reihe frecher Schuljungs, aufgestellt um bestraft zu werden.

Denselben Abend kam die Anhängerin wieder und saß zu meinen Füßen auf der Dachterrasse.

“Ich habe die Blumen verschenkt“, sagte sie, “als ich morgens von Haus zu Haus gegangen bin, und habe Gottes Namen gesungen. Beni, der Vorsteher des Dorfes, lachte mich wegen meiner Verehrung aus und sagte: ‚Warum verschwendest du all diese Anbetung für Ihn? Weißt du nicht, dass Er landauf, landab beschimpft wird?‘ Ist das wahr, mein Gott? Ist es wahr, dass sie dir zusetzen?“

Einen Moment lang schrumpfte ich zusammen. Es war schockierend herauszufinden, dass die Flecken der Druckerschwärze so weit reichen konnten.

Die Anhängerin sprach weiter: “Beni hatte die Vorstellung, er könne die Flamme meiner Verehrung mit einem Atemzug ausblasen! Aber das ist nicht nur ein Flämmchen: es ist ein brennendes Feuer. Warum schmähen sie dich, du mein Gott?“

Ich sagte: “Weil ich es verdiente. Ich nehme an, in meiner Habgier lungerte ich herum, um heimlich die Herzen der Leute zu stehlen.“

Die Anhängerin sagte: “Jetzt siehst du selbst, wie wenig ihre Herzen wert sind. Sie sind voller Gift und das wird deine Habgier kurieren.“

“Sobald ein Mann“, antwortete ich, “Habgier im Herzen hat, ist er immer am Rand der Niederlage. Die Habgier selbst versorgt seine Feinde mit Gift.“

“Unser barmherziger Gott“, erwiderte sie, “schlägt uns mit Seiner Hand

und vertreibt alles Gift. Wer Gottes Schläge bis zum Schluss aushält, ist gerettet.“

II.

An jenem Abend erzählte mir die Anhängerin ihre Lebensgeschichte. Die Abendsterne erschienen und, als sie am Ende der Geschichte anlangte, gingen sie hinter den Bäumen unter.

“Mein Gemahl ist ein sehr einfacher Mensch. Manche Leute denken, er sei ein Einfaltspinsel, aber ich weiß, dass jene, die einfach verstehen, wahrhaftig verstehen. Was die Handhabung geschäftlicher Dinge und des Haushalts angeht, konnte er auf eigenen Füßen stehen. Weil seine Bedürfnisse gering waren und er wenig Wünsche hatte, konnte er vorsichtig mit dem umgehen was wir hatten. Nie mischte er sich in andere Dinge, noch versuchte er, sie zu verstehen.

Beide Eltern meines Gemahls starben, bevor wir lange verheiratet waren, und so waren wir allein gelassen. Jedoch brauchte mein Mann immer jemanden über sich. Ich schäme mich zu gestehen, dass er eine Art Ehrfurcht vor mir hatte, und er betrachtete mich als seinen Vorgesetzten. Ich bin aber sicher, er konnte manches besser als ich verstehen, andererseits hatte ich eher Fähigkeiten zu reden.

Von allen Menschen auf der Welt verehrte er am meisten seinen Guru³ Thakur. Tatsächlich war es nicht nur Verehrung sondern Liebe; und Liebe wie die seine ist selten.

Guru Thakur war jünger als mein Gatte. Oh! Wie schön er war!

Mein Mann spielte mit ihm als er ein Junge war; von dieser Zeit an widmete er Herz und Seele diesem frühen Jugendfreund. Thakur wusste, wie einfach mein Gemahl war, und er neckte ihn erbarmungslos.

Er und seine Kameraden machten dann Witze über ihn und amüsierten sich; aber er ertrug sie alle mit stoischer Geduld.

Als ich in seine Familie einheiratete, studierte Guru Thakur in Benares. Mein Mann zahlte gewöhnlich alle seine Unkosten. Ich war achtzehn, als er in unser Dorf heimkehrte.

Mit fünfzehn hatte ich mein Kind. Ich war so jung, ich wusste nicht wie ich für ihn sorgen sollte. Ich hatte etwas fürs Tratschen übrig und mochte es, stundenlang mit den Freunden aus dem Dorf zusammen zu sein. Gewöhnlich

³spiritueller Meister

wurde ich ziemlich böse mit meinem Jungen, wenn ich gezwungen war, zuhause zu bleiben und ihn zu versorgen. Sei es wie es ist! Mein Kind-Gott kam in mein Leben, aber Sein Spielzeug war für Ihn nicht bereit. Er betrat das Herz der Mutter, aber das Herz der Mutter blieb rückständig. Er verließ mich in Wut; und seitdem bin ich vom einen Ende der Welt zum anderen auf der Suche nach Ihm gewesen.

Der Junge war die einzige Freude im Leben seines Vaters. Meine sorglose Nachlässigkeit schmerzte meinen Gatten. Aber seine Seele war eine stumme. Er war nie in der Lage, seinem Schmerz Ausdruck zu geben.

Das Wunderbare war, dass das Kind mich trotz meiner Vernachlässigung mehr als jeden anderen liebte. Er schien vom Schrecken erfüllt, ich würde eines Tages weggehen und ihn zurücklassen. Auch wenn ich dann bei ihm war, beobachtete er mich mit rastlosem Blick. Er hatte mich nur wenig für sich, und daher war sein Verlangen, bei mir zu sein, immer schmerzhaft stark. Als ich täglich zum Fluss ging, war er jedesmal wütend und streckte seine kleinen Arme aus, um mit mir mitgenommen zu werden. Der *Bade-ghat*⁴ war mein Platz, um meine Freunde zu treffen, und ich dachte nicht daran, mich mit dem Kind zu belasten.

Es war früh am Morgen im August. Unzählige Falten grauer Wolken hatten sich als nasser, klebriger Umhang um den Tag gelegt. Ich bat das Mädchen, sich um den Jungen zu kümmern, während ich zum Fluss ging. Das Kind weinte nach mir, als ich wegging.

Niemand war beim *Bade-ghat* als ich ankam. Unter den Frauen des Dorfes war ich die beste Schwimmerin. Der Fluss war ziemlich voll vom Regen. Ich schwamm ein gutes Stück weg vom Ufer, hinaus in die Mitte des Stroms.

Dann hörte ich einen Ruf am Ufer: ‚Mutter!‘ Ich drehte meinen Kopf und sah meinen Jungen die Treppen hinunterlaufen und gleichzeitig rufen. Ich rief ihm zu, stehenzubleiben, aber er ging weiter, lachte und rief. Meine Füße und Hände verkrampften vor Angst. Ich schloß meine Augen, konnte es nicht sehen. Als ich sie öffnete, dort, bei den rutschigen Treppen war das Gelächter meines Jungen für immer verschwunden.

Ich erreichte das Ufer. Ich hob ihn aus dem Wasser. Ich nahm ihn in meine Arme, meinen Jungen, mein Liebstes, er, der mich so oft vergebens anbettelte, ihn zu nehmen. Ich nahm ihn jetzt, aber nicht länger sah er mir in die Augen und rief: ‚Mutter.‘

Mein Kind-Gott war gekommen. Ich hatte Ihn so vernachlässigt. Ich

⁴Treppenkonstruktion am Flussufer

hatte Ihn so zum Weinen gebracht. Und nun begann all diese Nachlässigkeit gegen mein Herz zu schlagen, Schlag auf Schlag, Schlag auf Schlag. Als mein Kleiner bei mir war, hatte ich ihn alleingelassen. Ich hatte abgelehnt, ihn mitzunehmen. Und jetzt, wo er tot ist, klammert sich die Erinnerung an ihn an mich, und läßt mich nie mehr los.

Gott allein weiß wie mein Gemahl litt. Wenn er mich nur für meine Sünde bestraft hätte, wäre es für uns beide besser gewesen. Aber er wusste nur wie man in Stille aushält, nicht wie man spricht.

Als ich fast verrückt vor Kummer war, kehrte Guru Thakur zurück. In Jugendtagen war die Beziehung zwischen ihm und meinem Mann eine Freundschaft unter Knaben gewesen. Jetzt war die Verehrung meines Manns für seine Heiligkeit und Gelehrtheit ohne Grenzen. Er konnte in seiner Gegenwart kaum sprechen, so groß war seine Ehrfurcht vor ihm.

Mein Gemahl bat seinen Guru zu versuchen, mir etwas Trost zu spenden. Guru Thakur fing an, mir die Schriften vorzulesen und zu erklären. Ich denke aber nicht, dass sie große Wirkung auf meinen Geist hatten. Ihr ganzer Wert lag in der Stimme, die sie äußerte. Durch die menschliche Stimme erschafft Gott den göttlichen Lebensatem im tiefsten Herzen, damit der Mensch ihn trinke. Er hat kein besseres Gefäß in Seiner Hand als dies; und Er Selbst trinkt Seinen Zug aus demselben Gefäß.

Die Liebe und Verehrung meines Gatten für seinen Guru füllte unser Haus, so wie Räucherstäbchen einen Tempelschrein. Ich zeigte dieselbe Verehrung, und hatte Frieden. Ich sah meinen Gott in der Form dieses Guru. Gewöhnlich kam er jeden Morgen, um sein Essen in unserem Haus zu sich zu nehmen. Mein erster Gedanke beim Aufwachen war der von seiner Nahrung als geheiligtes Geschenk von Gott. Wenn ich die Sachen für das Essen vorbereitete, dann sangen meine Finger vor Freude.

Als mein Mann meine Verehrung für seinen Guru sah, stieg sein Respekt vor mir stark an. Er bemerkte den eifrigen Wunsch seines Guru, mir die Schriften zu erklären. Normalerweise meinte er, er könne aufgrund seiner Dummheit nie erwarten, selbst von seinem Guru Beachtung zu verdienen; aber seine Frau hatte es wiedergutmacht.

So vergingen weitere fünf Jahre auf glückliche Weise, und mein ganzes Leben wäre so verflossen; aber irgendwo unter der Oberfläche versteckt wurde etwas gestohlen. Ich konnte es nicht ausmachen; aber es wurde vom Gott meines Herzens bemerkt. Dann kam ein Tag, an dem unser ganzes Leben innerhalb eines Augenblicks auf den Kopf gestellt wurde.

Es war an einem Morgen im Hochsommer. Ich kehrte gerade vom Baden

nach Hause zurück, die Kleider alle nass, und ging eine schattige Gasse hinunter. Bei der Kurve unter dem Mangobaum traf ich meinen Guru Thakur. Er hatte sein Handtuch auf der Schulter und, während er zu seinem Bad ging, wiederholte er Sanskrit-Verse. Mit meinen nassen Kleidern, die an mir klebten, schämte ich mich, ihm zu begegnen. Ich versuchte, schnell vorbeizugehen, um nicht gesehen zu werden. Er sprach mich mit meinem Namen an.

Ich hielt an, senkte meine Augen und schrumpfte in mich zusammen. Er fixierte seinen Blick auf mich, und sagte: ‚Wie schön dein Körper ist!‘

Die gesamte Vogelwelt schien oben in den Zweigen in Gesang auszubrechen. Alle Büsche in der Gasse schienen vor Blüten zu lodern. Es war, als wenn Himmel und Erde und alles andere zu einem Aufstand berauschter Freude geworden waren.

Ich kann nicht sagen, wie ich nach Hause gelangte. Ich erinnere mich nur, dass ich in den Raum stürmte, wo wir Gott anbeten. Aber das Zimmer war leer. Allein vor meinen Augen tanzten dieselben goldenen Muster, die in jener schattigen Gasse auf meinem Rückweg vom Fluss vor mir gezittert hatten.

An diesem Tag kam Guru Thakur, um sein Essen zu sich zu nehmen, und fragte meinen Gemahl, wo ich hingegangen sei. Er suchte nach mir, konnte mich aber nirgendwo finden.

Ah! Die Erde von damals habe ich nun nicht mehr. Jenes Sonnenlicht gehört mir nicht. In meinem Schrecken rief ich zu Gott, aber Er hielt Sein Gesicht von mir abgewendet.

Der Tag verging, wie, weiß ich nicht. In dieser Nacht musste ich mit meinem Mann zusammenkommen. Aber die Nacht ist dunkel und still. In dieser Zeit geht der Geist meines Gemahls auf und scheint, wie Sterne in der Dämmerung. Ich hatte ihn im Dunkeln Dinge sprechen hören und war überrascht gewesen herauszufinden, wie tief er verstand.

Manchmal komme ich wegen der Hausarbeit erst spät am Abend zur Ruhe. Dann wartet mein Gemahl auf mich, am Boden sitzend, ohne zu Bett zu gehen. Unsere Gespräche zu solcher Zeit hatten oft Guru Thakur zum Anlass.

In dieser Nacht kam ich erst nach Mitternacht in mein Zimmer und fand meinen Mann auf dem Fußboden schlafend vor. Ohne ihn zu stören, legte ich mich zu seinen Füßen auf den Boden, den Kopf zu ihm gerichtet. Einmal streckte er im Schlaf seine Füße und schlug mich an die Brust. Das war seine letztes Geschenk.

Als mein Mann am nächsten Morgen aus seinem Schlaf aufwachte, saß ich bereits bei ihm. Draußen vor dem Fenster erschien über dem Dickicht des Jackfruchtbaums am Rand der Nacht das erste blasse Rot der Dämmerung. Es war so früh, die Krähen hatten noch nicht angefangen zu rufen.

Ich verbeugte mich und berührte die Füße meines Gemahls mit der Stirn. Er fuhr hoch und setzte sich hin, als ob er aus einem Traum erwacht wäre, und sah erstaunt auf mein Gesicht. Ich sagte:

„Ich habe nachgedacht. Ich muss diese Welt verlassen. Ich kann nicht länger zu dir gehören. Ich muss dein Haus verlassen.“

Vielleicht dachte mein Mann, er würde noch träumen. Er sagte kein Wort.

„Ah! Höre mich an!“, flehte ich mit unendlichem Schmerz, „Hör mich an und verstehe! Du musst eine andere Frau heiraten. Ich muss meinen Abschied nehmen.“

Mein Mann sagte: „Was soll all dieses wilde, verrückte Gerede? Wer sagt, dass du die Welt verlassen sollst?“

Ich sagte: „Mein Guru Thakur.“

Mein Gemahl blickte verwirrt. „Guru Thakur!“, schrie er, „Wann gab er dir diesen Rat?“

„Am Morgen“, antwortete ich, „Gestern, als ich ihm auf dem Rückweg vom Fluss begegnete.“

Seine Stimme zitterte ein wenig. Er drehte sich, sah mir ins Gesicht und sagte: „Warum gab er dir solches Geheiß?“

„Ich weiß nicht“, antwortete ich, „Frag ihn! Er wird es dir selbst sagen, wenn er kann.“

Mein Mann sprach: „Es ist möglich, die Welt zu verlassen, auch wenn man weiter in ihr lebt. Du brauchst mein Haus nicht zu verlassen. Ich werde meinen Guru darauf ansprechen.“

„Dein Guru“, sagte ich, „mag dein Gesuch annehmen; aber mein Herz wird niemals seine Zustimmung geben. Ich muss dein Haus verlassen. Von jetzt an ist die Welt nicht mehr für mich.“

Mein Gatte blieb still, und wir saßen da auf dem Boden im Dunkeln. Als es hell wurde, sagte er zu mir: „Lass uns beide zu ihm gehen.“

Ich faltete meine Hände und sagte: „Ich werde ihm nie wieder begegnen.“

Er sah mich an. Ich senkte meine Augen. Er sagte nichts mehr. Ich wusste, irgendwie hatte er in meinen Geist gesehen und verstanden, was dort war. In dieser meiner Welt gab es nur zwei, die mich wirklich liebten – mein Junge und mein Mann. Diese Liebe war mein Gott, und daher konnte

sie keine Unwahrheit ertragen. Der eine der beiden verließ mich, und ich verließ den anderen. Jetzt muss ich Wahrheit haben, und nur die Wahrheit.”

Sie berührte den Boden zu meinen Füßen, stand auf, verbeugte sich vor mir und ging.